

■ KURT LÜSCHER | KONSTANZ/BERN

# Familie heute: Mannigfaltige Praxis und Ambivalenz<sup>1</sup>

**Übersicht:** In der sozialwissenschaftlichen Familienforschung zeichnet sich eine pragmatische Wende ab. Dabei rücken das Verständnis der anthropologischen Vorgaben und die aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen ihrer alltäglichen Gestaltung ins Zentrum. Dementsprechend interessieren die öffentlichen und privaten Spannungsfelder, in denen Menschen heute Familie »leben« wollen und können, mithin die Erfahrung von Ambivalenzen. Diese zu erkennen und in einer sozial kreativen Weise zu gestalten kann als übergreifende Aufgabe gesehen werden. Das Konzept der Ambivalenz bietet sich dementsprechend auch als ein Bezugspunkt für die familientherapeutische Arbeit an.

**Schlüsselwörter:** Ambivalenz, familiäre Aufgaben, Generationen, Generativität, Praxis, Sozialisation

»Familie« hat heutzutage viele Gesichter. Wer beruflich damit befasst ist, hat darum von Zeit zu Zeit das Bedürfnis nach einer allgemeinen Übersicht. Ich schlage vor, sich zu diesem Zweck zu vergegenwärtigen, wie heute Menschen Tag für Tag »Familie leben« können und müssen. So entsteht das Bild einer Mannigfaltigkeit, die sowohl dynamisch als auch widersprüchlich ist und in der die Differenzen akzentuiert wer-

den. Das ist eine Alternative zu den populären Beschreibungen von Trends. Ich schlage vor, diese Mannigfaltigkeit als Ausdruck des Bemühens von Frauen, Männern und Kindern zu verstehen, unter den gegenwärtigen sozialen Bedingungen für sich die Sinnhaftigkeit der Aufgaben zu erkennen, die »Familie« kennzeichnen – also nicht als Zeichen des Zerfalls, wie dies bisweilen geschieht.

So kommt die Familie als »Praxis« in den Blick. Diese ist geprägt von Spannungen und Konflikten zwischen Tradition und Innovation, der Abgrenzung von Intimem und Öffentlichem, zwischen der Sphäre des Privaten und dem Einfluss des Staates, geprägt auch von der Gleichheit und Ungleichheit sozialer Klassen und ethnischer Gruppen sowie – last but not least – vom Postulat, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern gerecht zu gestalten. Im Alltag gehen diese faktischen und ideellen Spannungen häufig mit der Erfahrung von offenen und verdeckten *Ambivalenzen* einher. Ich vertrete die These, dass eine durchgängige Herausforderung des gegenwärtigen Familienlebens darin besteht, diese Ambivalenzen in ihren unterschiedlichen Ausprägungen zu erkennen, sie sich einzugestehen und zu versuchen, damit persönlich und politisch in einer sozial kreativen Weise umzugehen. Ich schlage vor, darin eine »Meta-Aufga-

<sup>1</sup> Dieser Text ist eine stark überarbeitete und aktualisierte Fassung des Beitrags »Ambivalence and Practice as Emerging Topics of Contemporary Family Studies« zu dem von Scabini & Rossi (2012) im Anschluss an den 5. Kongress der European Society for Family Relations 2010 herausgegebenen Sammelband *Families in Transition – Family Transition*. Ich danke den Herausgeberinnen für die Genehmigung zur deutschsprachigen Veröffentlichung. (Auf Wunsch der Herausgeberinnen fügen wir zur Information ein: Das 1976 gegründete *Centro di Ateneo Studi a Ricerche Famiglia* der katholischen Universität Milano befasst sich mit empirischer Forschung, Weiterbildung, Publikationen sowie der Organisation von Seminaren und Konferenzen zu Themen der Familie auf nationaler und internationaler Ebene. Neben Mitarbeitenden aus Psychologie und Soziologie sind hier Fachleute aus Demografie, Ökonomie, Philosophie, Pädagogik und Jura vertreten.) Ich danke überdies Dorian Butzer für seine Assistenz bei der redaktionellen Fertigstellung. Die Arbeit ist im Rahmen des Projekts über die Tragweite des Konzepts der Ambivalenz entstanden. Dieses wird vom Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen der Integration« der Universität Konstanz gefördert.

be« zu sehen, also eine solche, die sich quer durch alle Bereiche des Verständnisses und der Gestaltung von »Familie« in der Gegenwart zieht. Dementsprechend sind Ambivalenzen in mehrfacher Hinsicht auch ein Thema der Familientherapie.

## Familien »heute«

Statt »die Lage von Familien« mit den üblichen demografischen Daten zu beschreiben, die mittlerweile leicht greifbar sind, beginne ich also mit einigen Streiflichtern darauf, was an einem gewöhnlichen Tag in Familien geschieht. Obwohl weder vollständig noch systematisch, deutet diese Darstellung an, worum es geht und von welchen Phänomenen letztlich familienwissenschaftliche Theorien und Analysen handeln (sollten).

- Gegenwärtig werden in den europäischen Ländern täglich etwa 1500 Kinder geboren. Etwa die Hälfte davon sind Erstgeborene; es werden also rund 750 neue Familien gegründet, in denen es gilt, einen Alltag zu organisieren. Auch dort, wo das Neugeborene nicht das erste Kind ist, müssen Routinen geändert werden. – Es gibt am selben Tag aber auch Frauen und Männer, die erfahren müssen, dass ihr Kind behindert ist oder das Neugeborene nicht die Kraft zu leben hat.
- Die Betreuung, also die Pflege und Erziehung von Millionen von Kindern, wird Tag für Tag durch Mütter, Väter sowie Großeltern gewährleistet, oft in komplizierten Arrangements zusammen mit Kinderkrippen, Tagesmüttern oder anderen Institutionen. Ist ein Kind krank, müssen kurzfristig Alternativen gesucht werden. Die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbstätigkeit ist für viele Mütter und Väter spannungsvoll. – Zur selben Zeit aber verbringen viele Kinder ihre Tage

ohne verlässliche Obhut und, wenn sie etwas älter sind, sogar auf der Straße.

- Jeden Tag müssen Frauen erneut entscheiden, ob sie die physisch und psychisch anstrengenden Behandlungen einer künstlichen Insemination über sich ergehen lassen wollen. Sie tun dies im Wissen darum, dass die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs zwischen 50 % und 80 % liegt. Ihr Leben wird beeinflusst vom Auf und Ab der Hoffnungen. – Am selben Tag werden aber auch in vielen Kliniken Schwangerschaften abgebrochen, und die Frauen müssen dieses Erlebnis verkraften.
- Abends treffen sich Mütter und Väter mit anderen Eltern und tauschen ihre Erfahrungen, ihre Sorgen und Befürchtungen aus. Sie zeigen auf diese Weise, wie wichtig und sinnstiftend Elternschaft ist. Einige konsultieren Fachleute der Beratung und Therapie, die ihrerseits vor der Aufgabe stehen, Eigenverantwortung und Intervention gekonnt miteinander zu verknüpfen. – Am selben Tag müssen Richter in Scheidungsverfahren entscheiden, worin das »Kindeswohl« besteht.
- Zahlreiche Erwachsene im Alter von 50 oder 60 Jahren verlieren ihre alleinlebende Mutter oder ihren Vater und erfahren bei der Eröffnung des Testaments, wie die Eltern die Beziehungen zu den Kindern eingeschätzt haben. Unter Umständen kommt es zum Streit unter den Geschwistern. Zugleich kann eine Erbschaft die Lebensverhältnisse und die finanzielle Situation grundlegend verändern.
- Mütter (eher als Väter) öffnen einen Brief, worin der Sohn oder die Tochter schreibt, dass sie oder er mit einem Partner oder einer Partnerin desselben Geschlechts zusammenlebt und beabsichtigt, diese Beziehung zu legalisieren. Die Eltern realisieren, dass ihr Kind einen Lebensentwurf gewählt hat, der sich von ihrem markant unterscheidet, und bedenken, wie sie die unge-

wöhnlichen »Schwieger«-Beziehungen gestalten wollen und können.

- In vermutlich mehr als der Hälfte der Familien sitzen Eltern und Kinder beim Abendessen und schauen möglicherweise gemeinsam fern. Gleichzeitig gibt es Kinder und Eltern, die den Tisch immer noch hungrig verlassen und nicht wissen, woher sie das Geld für das Essen am nächsten Tag nehmen sollen.

## »Dynamisch widersprüchliche Mannigfaltigkeit«

Soweit einige Facetten der »Mannigfaltigkeit« von Familie – einer Kennzeichnung, die ich als anschaulicher empfinde als die geläufige Redeweise der »Pluralisierung«. Diese suggeriert nämlich eine quasi mechanische Entwicklung und lässt gegenläufige Tendenzen außer Acht. Mannigfaltigkeit holt weiter aus. Ich will das kurz erläutern.

- Empirisch verweist Mannigfaltigkeit auf unterschiedliche Verhaltensweisen, Beziehungs- und Lebensformen. Sie zeigt sich in den Routinen des Familienalltags. Mannigfaltig ist beispielsweise die Art und Weise, wie die Rolle der Großeltern gelebt wird, wobei zu bedenken ist, dass es viele alte Menschen gibt, die – aus welchen Gründen auch immer – keine Möglichkeit zur Großelternschaft haben (Lüscher, 2008).
- Mannigfaltig ist gleichzeitig auch das Wissen *über* Familie. Das zeigt sich im Nebeneinander der Leitbilder und Erziehungsideale. Ein Blick in die Ratgeberecke einer jeden Buchhandlung oder die vielen Angebote für Elternbildung durch Kirchen, Familienorganisationen und private Träger bestätigt dies, ebenso

das breite Angebot an Zeitschriften. Über das Fernsehen werden Bilder fremdartiger privater Lebensformen in die Wohnstuben transportiert. Sie verstärken das Wissen um und über Alternativen.

- Die Mannigfaltigkeit besteht innerhalb ein und derselben Familienform, etwa in den unterschiedlichen Formen des »Alleinerziehens«. Sie zeigt sich überdies darin, dass solche Familienformen unterschiedlich häufig in den Nachbarschaften, den Regionen, den Ländern, den Bevölkerungsgruppen sowie im internationalen Vergleich auftreten.
- Ein wichtiger Aspekt der Mannigfaltigkeit liegt in der Vielzahl der Perspektiven, Theorien und Überzeugungen derjenigen, die Familien beobachten, mit ihnen arbeiten, darüber forschen sowie in den weltanschaulichen Orientierungen und Differenzen unter diesen.

Diese verschiedenen Komponenten von Mannigfaltigkeit sind ihrerseits wiederum dynamisch. Formen und Verteilungen ändern sich. Es zeigen sich Gegensätze und Widersprüche. Sie sind ein wichtiges Thema jener Gesellschaftsdiagnosen, die sich an der Idee der »Postmodernität« orientieren. Dieser Begriff ist zwar umstritten und bedarf ausführlicher Erläuterung. Jedenfalls hat er den Vorteil, dass er gewissermaßen in sich widersprüchlich ist; im Kern lässt sich damit ausdrücken, dass in der Gegenwart überkommene Strukturen und Überzeugungen sowie Vorstellungen über die Zukunft sich überlappen und durchdringen. Die privaten Lebensformen sind ein bevorzugtes Feld dieser »postmodernen« Gesellschaftlichkeit (Lüscher, 1995).

## Familie als »Praxis«

Wendet man sich unter diesen Prämissen der Mannigfaltigkeit zu, in der Familie als Aufgabe heutzutage ver-

standen und gelebt wird bzw. gelebt werden kann, bietet es sich an, eine Perspektive zu nutzen, die in der heutigen sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung markante Aufmerksamkeit findet: die sogenannte »Theorie der Praxis«. In einem weiten Sinne des Wortes signalisiert sie eine »pragmatische Wende« der Sozialwissenschaften, die auch philosophische Wurzeln hat (Bernstein, 2010). Das Interesse gilt im Fall der Familie primär dem alltäglichen Tun, genauer dem *Tun und Lassen*. Im Englischen lässt sich diese pragmatische Sicht in der Redeweise »doing family« ausdrücken (die sich am ebenfalls geläufigen »doing gender« sowie »doing culture« orientiert). Im Deutschen ist beispielsweise im *Siebten Deutschen Familienbericht* – etwas sperrig – von der Familie als »Herstellungslleistung« die Rede. Eingängiger scheint es mir, von »Familie leben« zu sprechen. Dabei ist zu unterstreichen, dass es nicht nur um das Handeln in seinen individuellen Ausprägungen geht, sondern auch um seine ökonomische, soziale, kulturelle und politische Rahmung, also darum – um es zu wiederholen –, wie Menschen »Familie leben« wollen und können. Hier böte es sich an, auf jene Ansätze zu rekurrieren, die als Theorien der bio-sozio-kulturellen Ökologie zu einem festen Bestandteil der Familienforschung geworden sind, ferner auf solche mit einer pädagogischen Perspektive (z. B. Liegle, 2005) und auf kritisch-politische Positionen.

Ich konzentriere mich hier jedoch auf jene Sichtweise, die neuerdings in den sogenannten Theorien der Praxis erörtert wird. Reckwitz (2003) und Hillebrandt (2009) bieten dazu Übersichten. Im Vordergrund steht die Frage, inwiefern der Einzelne sich als Subjekt im praktischen Handeln artikulieren kann. Sie lenkt den Blick auf die familialen Aufgaben und ihre Lebenssinn stiftenden Potenziale. Das zeigt sich nicht nur in den Routinen, sondern auch im Umgang mit unvorhergesehenen, mit freudigen und belastenden Ereignissen sowie mit Schicksalsschlägen. Auch dann, wenn dazu allgemeine

Einsichten und Theorien formuliert werden, gilt es, die Lebenswirklichkeit und die subjektive Sichtweise aller Beteiligten im Auge zu behalten, wie ich dies eingangs durch die Streiflichter auf »einen Tag im Leben von Familien« versucht habe.

Der Soziologe Morgan (1996, p. 188 ff.) spricht vom Janus-köpfigen Charakter des familialen Alltags, in dem gleichzeitig auf das Selbst und die Gesellschaft geachtet wird. Beispielsweise entwerfen autobiografische Schilderungen lebhaft Bilder über die Routinen, die Freuden und die Belastungen des häuslichen Lebens und zeigen gleichzeitig, wie dieses sozial gerahmt wird. Beiläufig wird hier erkennbar, wie wichtig Familienforschung nicht nur für die Analyse der privaten Lebensformen, sondern des gesellschaftlichen Lebens insgesamt ist. Dabei könnten – und sollten – die Einsichten von Familienberatung und -therapie noch wesentlich mehr und systematischer herangezogen werden, als dies bislang der Fall zu sein scheint.

Wird Praxis bedacht und zur Sprache gebracht, ermöglicht das den Vergleich unter Alternativen. Das Abwägen von Bedeutungen und Sinngebungen, die konkreten Handlungen zugeschrieben werden, ist von Belang sowohl für Facetten des Selbst der beteiligten Individuen als auch für die kollektive Identität der Gemeinschaften. Hier zeigt sich: Institutionen sind nicht nur vorgegeben, sondern werden im Handeln bekräftigt, verändert oder sogar verworfen; sie werden also sozusagen ständig konstituiert. Das trifft für »die« Familie in einem hohen Maße zu. Für die Forschung folgt daraus, dass es gilt, primär die *Prozesse* der Institutionalisierung – also das praktische Handeln – statt der Institution als einer geronnenen, traditionellen *Struktur* zu analysieren. Dieses Desiderat problematisiert die Redeweise von der Familie als »Wert«, der ein mechanistisches, also funktionalistisches Verständnis von Gesellschaft zugrunde liegt. Es fin-

det sich insbesondere im angelsächsischen Schrifttum und lehnt sich an ein dort weit verbreitetes populäres, politisch-kulturelles Verständnis von Familie an. Es ist darum eigentlich sehr problematisch, die Ergebnisse angelsächsischer Forschungen unkritisch auf die hiesigen Verhältnisse zu übertragen, wie es häufig geschieht, ja fast die Regel ist.

Die »Theorie der Praxis« ist reflexiv. Es interessiert nicht nur, was *ist*, sondern auch, was verworfen wird und was *sein könnte*. So erweitert sich der Horizont in einer Weise, die auch der Schriftsteller Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften* meinte, indem er sinngemäß sagte, der Mensch habe nicht nur einen *Wirklichkeitssinn*, sondern auch einen *Möglichkeitssinn*. Dies unterstreicht, wie wichtig und fruchtbar es ist, in der Familienforschung die Analyse von Schilderungen und Darstellungen des alltäglichen Lebens in Literatur und Kunst zu berücksichtigen.

Eng verbunden mit dieser Hinwendung zur Praxis ist das Interesse an der sogenannten »*Familienrhetorik*«. Darunter verstehe ich die Art und Weise, wie in der Öffentlichkeit, in der Politik ebenso wie in den Medien darüber gesprochen wird, was Familie ist und sein soll und wie Familie zu leben ist. Familienrhetorik bezieht sich überdies auf die normativen Aspekte der Familienpraxis. Hier zeigen sich ebenfalls Spannungsfelder und Zwiespältigkeiten, die letztlich auf Ambivalenzen verweisen, denn für die Familienrhetorik ist eine dualistische Struktur kennzeichnend: Familie gilt als »Himmel auf Erden« oder als »Hölle«; es wird gesagt, »Familie ist Zukunft«, oder sie sei ein »Auslaufmodell«. Beispiele dafür finden sich auch in Film und Fernsehen. Es gibt Familienserien, die eine heile Welt schildern, und andere, die Familie gewissermaßen »dekonstruieren«. Ein besonders eindrücklicher

Film in dieser Hinsicht ist *Festen* der Produktionsgruppe »Dogma 95 Collective« (Vinterberg, 1998). Eine ausführliche Darstellung zur Familienrhetorik findet sich im österreichischen Familienbericht (BMWFJ, 2010). U. a. wird dort auch auf die bekannte Fernsehreihe »Die Super Nanny« eingegangen. In der Zusammenfassung stellen die Autoren fest, dass auch in dieser Familienrhetorik im Laufe der letzten zwanzig Jahre eine Verlagerung festzustellen ist: Weg von der Familie, hin zu familialen Handlungsweisen. Eine pragmatische Wende also auch hier!



... *Institutionen sind nicht nur vorgegeben, sondern werden im Handeln bekräftigt, verändert oder sogar verworfen*

In die gleiche Richtung zielt die übergreifende Thematik des *Achten deutschen Familienberichts* (BMFSFJ, 2011): Die zeitliche Gestaltung des Familienlebens. Das erste Anliegen ist selbstverständlich die Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit. Doch geht es auch darum, den Familien so etwas wie eine »Eigenzeit« einzuräumen, also die Möglichkeit, einen eigenen Rhythmus zu finden und Spielräume zur autonomen Gestaltung zu haben. Die Eigenständigkeit des Zeiterlebens anzuerkennen ist im Blick auf die Kinder von herausragender Bedeutung, wie beispielsweise Hildenbrand (im Druck) sowie im familienpolitischen Kontext die Eidgenössische Koordinationskommission für Familienfragen (2005) darlegen.

## Generativität als Schlüsselthema

Ausgangspunkt meiner Skizze der aktuellen Lage von Familie ist die offensichtliche Mannigfaltigkeit, wie Familie gelebt wird. Dies geht einher mit

einer Mannigfaltigkeit des Wissens über und des Verständnisses von Familie in einer breiteren Öffentlichkeit, in den Professionen und in den einschlägigen wissenschaftlichen Disziplinen. Dabei zeigen sich ebenfalls Widersprüche und Verwerfungen. Unter welche übergreifenden Theorien können diese Beobachtungen subsumiert werden?

Eine Möglichkeit besteht im Rekurs auf Theorien über die universalen gesellschaftlichen Entwicklungen. Darauf in einer auch nur annähernd befriedigenden Weise einzugehen, würde indessen den Rahmen dieser »Lagebestimmung« bei Weitem sprengen – ganz abgesehen von den skeptischen Einwänden, die gegenüber universalhistorischen Darstellungen heutzutage vorgebracht werden. Man denke nur daran, dass Familie und Verwandtschaft in Afrika und Asien oder auch im Nahen Osten grundlegend anders gelebt und verstanden werden. Die aktuelle Migration zeigt dies anschaulich.

In den Sozialwissenschaften finden sich Ansätze, die in diesem Zusammenhang vergleichsweise einfache Konzepte vorschlagen. Dazu gehört die Vorstellung, insgesamt verlaufe die Entwicklung, jedenfalls innerhalb einzelner Kulturkreise, in einem Prozess zunehmender »*Differenzierung*«. Dieses Konzept erhält dabei den Charakter einer allgemeinen Formel, die sozusagen eine Gesetzmäßigkeit ausdrückt. Sie wird auch auf »die« Familie angewendet, indem ihr eine zunehmende Ausdifferenzierung nach »*Funktionen*« – bisweilen eine Auslagerung und ein Verlust von Funktionen – zugeschrieben wird. Nach wie vor ist diese Sichtweise in der Familienforschung verbreitet, nicht zuletzt unter nordamerikanischem Einfluss. Oft vermengt sie sich mit dem Rekurs auf ein ebenfalls arg verkürztes Verständnis der »*Evolution*« oder mit der Übertragung von Ergebnissen der biologischen Verhaltensforschung auf menschliches *Tun*. Doch dieses *Tun* kann eben auch ein *Lassen* sein!

Oft gehen diese Denkmuster einher mit einer extrem verkürzten zeitlichen Perspektive, die in der primitivsten Form ein »Heute« dem »Früher« gegenüberstellt. Hartnäckig hält sich in Familiendiskursen – wohl wegen seiner Anschaulichkeit – das Bild der früheren »Großfamilie«, die »immer mehr« von der »Kleinfamilie« abgelöst

wie dies zu früheren Zeiten in unterschiedlichen Kontexten der Fall gewesen ist. Auf diese Weise lässt es sich vermeiden, geschichtliche Entwicklungen verkürzt als kausale Erklärungen aktueller Phänomene heranzuziehen. Problematisch sind überdies jene Vergleiche, bei denen ein Autor aus »früheren Zeiten«, bevorzugt der Antike, zitiert

wird um – beispielsweise – zu belegen, dass sich »schon immer« die Alten über die Jungen beklagt haben.

Fruchtbarer ist es hingegen zu fragen, ob es möglicherweise historisch neue Sachverhalte gibt.

Ein solcher ist beispielsweise die Tatsache, dass erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts die biologischen Zusammenhänge zwischen Sexualität und Empfängnis genau bekannt sind, die ihrerseits wieder die Grundlage für die in dieser Weise eben historisch neue Möglichkeit einer weitreichenden Regulation des generativen Verhaltens sind. Analog kann man geltend machen, dass die menschliche Kommunikation unter dem Einfluss der Massenmedien und zuletzt des Internets noch nie gekannte Formen aufweist, was wiederum für das familiäre Zusammenleben neue Herausforderungen schafft (s. z. B. Theunert & Lange, 2012).

Als *Bezugspunkt einer Theorie der Praxis* schlage ich vor, die einfache, jedoch zugleich unbestreitbare biologische Tatsache zu wählen, dass der menschliche Nachwuchs, jedes einzelne Kind, während mehrerer Jahren einer – wie auch immer gearteten – Zuwendung durch »Ältere«, also »Eltern« bedarf, um zu überleben. Wie diese Aufgaben der Pflege, Sorge, Erziehung gestaltet werden, unterscheidet sich entsprechend der Lebensverhältnisse, der sozialen Organisation der Beziehungen, namentlich jener zwischen Mutter und Vater, im Rahmen von Verwandtschaft; gleichermaßen wichtig sind das Wissen sowie die Überzeugungen darüber, wie diese Aufgaben erfüllt werden können. Entsprechend der im Men-

schen ebenfalls angelegten biologischen Fähigkeiten des Denkens und der Weitergabe von Erfahrungen können sie auf unterschiedliche Weise gelöst werden. Es handelt sich also – um es paradox zu formulieren – um eine *biologisch* angelegte *kulturelle* Aufgabe. Darum lässt sich mit guten Gründen postulieren: Die Mannigfaltigkeit von »Familie« ist in ihren Ursprüngen angelegt. Weil diese Aufgaben von existenzieller Tragweite sowohl für das Individuum als auch die Sozietäten sind, also beispielsweise den Stamm, die Gemeinschaften und in späteren historischen Entwicklungsphasen den Staat, ist gleichfalls anzunehmen, dass es schon sehr früh zu Meinungsverschiedenheiten kam, von wem und wie diese zu erfüllen sind. Sie waren und sind Thema bzw. Gegenstand von Brauch und Sitte, später des Rechts sowie der Politik mit, um und für die Familie, in jüngster Zeit auch in der programmatischen Form von »Familienpolitik«.

Was Familie konstituiert, also gewissermaßen ihren anthropologischen Ursprung, kann man in diesem Feld verorten. Allerdings gibt es auch andere Ansätze. In unserem Kulturkreis besteht die weltanschaulich und politisch einflussreichste Alternative bekanntlich darin, die »Ehe« als grundlegend zu postulieren. Ich verzichte hier auf einen Vergleich mit dieser und weiteren Sichtweisen. Stattdessen will ich

» Zu analysieren ist, wie die anthropologischen Aufgaben unter aktuellen Bedingungen praktisch erfüllt werden können

wird. Doch auch viele der wissenschaftlichen Theoreme über »Modernisierung«, über eine »zweite Moderne« und die damit einhergehende »Individualisierung« beruhen letztlich auf Vorstellungen einer zwangsläufigen Entwicklung.<sup>2</sup> Gegenläufige Prozesse sowie Brüche werden in ihrer Tragweite unterschätzt. Ebenso kommt jene Dimension zu kurz, die mit der Möglichkeit angesprochen wird, dass Menschen individuell und kollektiv ihr Leben verantwortlich und u. U. auch innovativ und sozial kreativ gestalten können.

Mein Vorschlag lautet, im Hinblick auf eine Rahmung des Verständnisses der Praxis nicht auf derartige allgemeine Theorien zu rekurrieren, sondern sich auf eine Variante jener Perspektiven zu konzentrieren, die man als »Theorien mittlerer Reichweite« bezeichnen kann. Damit soll nicht auf allgemeine Überlegungen verzichtet werden. Diese werden jedoch in der Form vergleichsweise einfacher und zugleich offener anthropologische »Aufgaben« formuliert. Zu analysieren ist dann, wie diese Aufgaben unter aktuellen Bedingungen verstanden und praktisch erfüllt werden können bzw.

» Die Generationen sind aufeinander angewiesen

den begonnenen Faden konzeptuell weiterspinnen und im Blick auf die Praxis zur allgemeinen Kennzeichnung des »proprium« von Familie das Konzept der »Generativität« heranziehen, allerdings in einem erweiterten als dem eingebürgerten Verständnis. In diesem steht bekanntlich die Sorge der

<sup>2</sup> Siehe hierzu die gleichermaßen differenzierte und radikale Kritik an diesen populären Erklärungsmustern von Joas (2012).

älteren für die jüngere Generation im Vordergrund (McAdams & St. Aubin, 1998, p. 20).

Doch nicht nur die ältere Generation kann – und soll – sich um die nachfolgende Generation kümmern, sondern auch die jüngere um die ältere. Dies ist selbstverständlich historisch nicht »neu«, sondern in der umschriebenen Weise eigentlich ebenfalls in der »kulturellen Natur« des Menschen angelegt. Vieles spricht sogar dafür, darin eine Eigenheit unserer Spezies zu sehen. Durch die demografischen Veränderungen bekommt sie indessen eine neue Qualität. Weil die Menschen in sozusagen allen Populationen durchschnittlich älter werden, verlängert sich die gemeinsame Lebensspanne zwischen den Angehörigen unterschiedlicher Generationen. Ob sich auch die gemeinsame Lebenszeit verlängert, ist allerdings eine andere Frage. Dabei ist auch zu bedenken, dass die Geburt der Kinder oft hinausgezögert oder auf Elternschaft ganz verzichtet wird. Wesentlich ist, dass die Pflege älterer Menschen ein zentrales Thema der öffentlichen Diskussion ist. Parallel dazu werden ältere Menschen angemahnt, ihr Alter in einer sinnvollen, sozial verantwortungsvollen Weise zu gestalten – was indessen auch mit sozialer Kontrolle einhergeht.

Unter diesen Umständen lässt sich als erweitertes Verständnis formulieren: Generativität beruht auf der menschlichen Fähigkeit, sich bewusst zu sein, dass die Generationen wechselseitig aufeinander angewiesen sind und die gegenseitige Verantwortung als individuelle und kollektive Verpflichtung zu postulieren ist. Daraus ergeben sich spezifische Potenziale der persönlichen und gemeinschaftlichen Sinnggebung des Lebens und seiner Gestaltung im Lebenslauf sowie die Anforderung, sich den dabei auftretenden Ambivalenzen zu stellen.

Dieses erweiterte Verständnis von Generativität ist wiederum von Belang für das Verständnis von *Lernen und Sozialisation* im Generationenverbund:

Nicht nur lernen die Jüngeren von den Älteren. Ebenso selbstverständlich ist heutzutage, dass die Älteren von den Jüngeren lernen. Doch die Einsicht in das wechselseitige Angewiesensein und das Eingebundensein als Glieder in einer Kette von Generationen verweist noch auf mehr: nämlich auf die Möglichkeiten, im gemeinsamen – auch kritischen – Umgang mit dem überkommenen sozialen und kulturellen Erbe zu lernen; hierbei stellen sich auch Fragen im Blick auf Konsequenzen der aktuellen gemeinsamen Gestaltung der Lebensverhältnisse und der Institutionen für die noch nicht geborenen Generationen.

In Analogie zu einem erweiterten Verständnis von Generativität liegt somit ein erweitertes Verständnis der Lernprozesse im Generationenverbund nahe. Dafür schlagen Liegle &

Lüscher (2008) den Begriff der »*generativen Sozialisation*« vor. Er bezeichnet jene Prozesse des Lernens, in denen sich Menschen im Bewusstsein ihrer Generationenzugehörigkeit und der Einbettung in eine Generationenfolge Fähigkeiten des Umgangs mit sich selbst und anderen aneignen.

## Zwischenbilanz: Familie definieren

Ich will versuchen, die Überlegungen, die ich bis zu dieser Stelle ausgeführt habe, in einer Art »Definition« von Familie zusammenzufassen. Damit gehe ich – sozusagen in einem Exkurs – kurz auf eine Aufgabe ein, die sich denjenigen, die über Familie arbeiten, in öffentlichen Diskursen immer wieder



stellt, nämlich »Familie« zu definieren. Dieses Thema bietet immer wieder Anlass für Kontroversen, weil häufig normative Vorstellungen *a priori* mit im Spiel sind oder weil persönliche Erfahrungen verallgemeinert werden. Oft wird das, was *sein soll*, und das, was *ist*, miteinander vermengt. Um diese normative Komponente, die letztlich besagt, was in einer Gesellschaft, einem Staat oder einer Gemeinschaft als Familie gelten *soll*, miteinzubeziehen, kann man die Prozesse, die Institution als solche anzuerkennen, als Element der Umschreibung aufnehmen. Dann wird deutlich, dass die »Praxis« von Familie immer auch mit Auseinandersetzungen über die Anerkennung von Lebensformen und -praxen zusammenhängt. Ein mittlerweile sozusagen historisches Beispiel ist die Anerkennung der Familie der Alleinerziehenden. Aktuell finden diese Auseinandersetzungen in Bezug auf das Recht gleichgeschlechtlicher Paare zur Adoption statt.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen schlage ich als *Definition* vor: Der Begriff der Familie bietet sich an, hier und jetzt jene Lebensformen eigener Art zu bezeichnen, die sich durch die Aufgaben konstituieren, die grundsätzlich lebenslangen Beziehungen von Eltern und Kindern im Generationenverbund sowie – daran orientiert – die Beziehungen zwischen den Eltern zu gestalten. Als solche werden sie gesellschaftlich anerkannt, legitimiert und somit »institutionalisiert«.

Auf diese Weise wird »Familie« als *soziale Kategorie* umschrieben. Davon zu unterscheiden ist die Redeweise von *Familientypen*. Das ist der Fall, wenn einzelne Merkmale oder Konstellationen von Merkmalen (Eigenschaften, Verhaltensweisen) als mehr oder weniger bestimmend für das Handeln in Familien erachtet werden. Wiederum anders ist das Reden über Familie, wenn eine *singuläre, individuelle Familie* gemeint ist. Dann wird auf Merkmale (Eigenschaften, Verhaltensweisen, Nor-

men) Bezug genommen, die Ausdruck persönlicher Erfahrungen mit einer bestimmten (mit Namen benennbaren) Familie sind.<sup>3</sup>

Wenn von Familie die Rede ist, geht es gemäß dieser Sichtweise somit um das öffentliche und private Verständnis menschlicher Generativität und der Organisation der damit einhergehenden Aufgaben, dabei insbesondere auch darum, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern zu gestalten. Die dynamische und widersprüchliche Mannigfaltigkeit, in der Menschen heute Familie leben und zu leben vermögen, lässt sich als in der sozialen, kulturellen und politischen »Natur« des Menschen angelegt verstehen. Die Mannigfaltigkeit ist – um es mit anderen Worten zu wiederholen – Ausdruck des Verständnisses und der sozialen Organisation jener Aufgaben, die als Generativität und generative Sozialisation umschrieben werden können. Für diese Aufgaben ist es kennzeichnend, dass sie in *Spannungsfeldern* stattfinden. Sie umschreiben die Kräfte, in denen Menschen heute Familie leben können und müssen und als sinnhaft verstehen; sie prägen die soziale Praxis von Familie in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen.

## Familiale Aufgaben, Praxis und Ambivalenz

Diese Spannungsfelder haben die *Struktur* gleichzeitig wirksamer Gegensätze: Subjektivität vs. Sozialität, Autonomie vs. Dependenz, Privatheit vs. Öffentlichkeit. Sie gehen einher mit *Prozessen* wie Zögern, Zweifeln, Zau-

<sup>3</sup> Man kann darum auch argumentieren, dass Familienpolitik einerseits eine Definition von Familie voraussetzt, andererseits diese Definition zugleich bekräftigt oder weiterentwickelt. Für eine Darstellung dieser Zusammenhänge siehe Eidgenössische Koordinationskommission für Familienfragen (2003).

dem, Schweben sowie der Suche nach Sinn und Bedeutung. Ausdruck dessen, dass Strukturen und Prozesse verknüpft werden, sind Verhaltensweisen wie lieben vs. hassen, annähern vs. distanzieren, unterstützen vs. vernachlässigen, kontrollieren vs. gewähren lassen. Hier nun möchte ich die Idee der Ambivalenz ins Spiel bringen.

Zur Erinnerung: Der Begriff wurde 1910 vom Psychiater Eugen Bleuler der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorgeschlagen (Bleuler, 1910). Er nutzte ihn zur Diagnose des sogenannten »Negativismus«, also der Unfähigkeit eines Menschen, das zu tun, was er eigentlich tun möchte, und unterschied zwischen einer emotionalen, einer kognitiven und einer auf die Durchsetzung des Willens bezogenen Ambivalenz, die indessen oft miteinander verknüpft sind. 1914 schlug Bleuler ein erweitertes Verständnis von Ambivalenz vor (Bleuler, 1914). Er war, sinngemäß formuliert, der Auffassung, alle Menschen seien fähig, Ambivalenzen zu erfahren, dies könne beispielsweise auch literarisch zum Ausdruck gebracht werden. Problematisch und krankmachend sei die Unfähigkeit, Ambivalenzen auszuhalten und damit umzugehen. Ebenso ist bei ihm die Idee angelegt, das Erleben von Ambivalenzen sei bedeutsam für die Konstitution der Persönlichkeit.

In der Folge setzte eine rasche und intensive Rezeption des Begriffes in der Psychoanalyse, der Psychiatrie und der Psychotherapie ein und später in zahlreichen weiteren Disziplinen.<sup>4</sup> In die deutschsprachige Familientherapie wurde er m. W. von Helm Stierlin (1980) eingeführt. Er nutzte das Konzept u. a. für die Analyse von familialen Generationenbeziehungen. Diese Anwendung findet in der soziologischen Generationenforschung seit Ende der 1990er Jahre zunehmend Aufmerksamkeit. Sie bietet die Mög-

<sup>4</sup> Eine Skizze der Diskursgeschichte bietet Kap. 1 von Dietrich et al. (2009).

lichkeit, innerhalb derselben Beziehung die Gleichzeitigkeit von Solidarität und Konflikt, Nähe und Distanz oder Autonomie und Dependenz in den Blick zu nehmen und schafft so mehr Realismus und Lebensnähe. Das bestätigen mittlerweile die Ergebnisse von Forschungen in Europa, den USA und – in neuerer Zeit – auch in Asien, wie entsprechende Übersichten darlegen (Lüscher & Hoff, im Druck; Pillemer, 2004). Ich nenne beispielhaft einige Themen. Ambivalenzen

- werden im Alltag in vielfacher Weise erfahren. Sie werden dabei nicht nur negativ bewertet, sondern eben als ein gewissermaßen normales Element der Erfahrung in den Beziehungen zwischen Eltern und Kind gesehen. Um sie zu erfassen, bieten sich unterschiedliche Methoden an (Übersicht bei Lettke & Klein, 2004).
- sind ein wichtiges Thema der »Pflege«. Dabei zeigt sich, dass bereits das Eingeständnis von Ambivalenzen hilfreich sein kann. Dieses kann ein Ausgangspunkt sein, um gemeinsam sinnvolle Strategien im Umgang mit den Spannungsfeldern zu finden, die sich zwischen Sorge und Kontrolle, zwischen »Recht auf ein eigenes Leben« und Verantwortung für den anderen bewegen (z. B. Lorenz-Meyer, 2004; Principi et al., 2010).
- können die Beziehungen nach einer Trennung bzw. nach einer Scheidung kennzeichnen. Dabei zeigt sich, dass infolge einer Scheidung die Häufigkeit von Ambivalenzerfahrungen in der Verwandtschaft auch sinken kann (z. B. Widmer & Lüscher, 2011).
- sind von Belang in Bezug auf kritische Lebensereignisse, z. B. Verwitwung, wobei auch hier nicht nur belastende, sondern auch entlastende Elemente festgestellt werden

können (Ha & Ingersoll-Dayton, 2008). Ein anderes Beispiel sind die Beziehungen der Eltern zu einem psychisch kranken oder einem substanzabhängigen erwachsenen Kind. Hier zeigt sich, dass die Erfahrung von Ambivalenzen von den Eltern als Erschwernis empfunden wird, letztlich jedoch nicht die Verbundenheit mit dem Kind beeinträchtigt (Burckhardt et al., 2007). Allgemeiner gesprochen: Ambivalenzerfahrungen prägen Generationenbeziehungen in besonderen Situationen. Der *Umgang* mit Ambivalenzen kann folglich ein wichtiges Thema in der Begleitung und der Beratung von Familien sein.

- lassen sich als übergreifendes Thema kulturhistorisch-psychoanalytischer Untersuchungen nutzen. Ein herausragendes Beispiel ist Parkers Analyse mit dem treffenden Titel *Mother Love, Mother Hate* (Parker, 1995).

Diese unterschiedlichen internationalen Forschungsergebnisse legen ebenso wie die Diskursgeschichte nahe, für die aktuelle Forschung und Praxis ein differenziertes Verständnis von Ambivalenz zu postulieren. Ein Vorschlag dazu ist die folgende *Definition*: Von Ambivalenzen kann man sprechen, wenn Menschen auf der Suche nach der Bedeutung von Personen, sozialen Beziehungen und Tatsachen, die für Facetten ihrer Identität und dementsprechend für ihre Handlungsbefähigung wichtig sind, zwischen polaren Widersprüchen des Fühlens, Denkens, Wollens oder sozialer Strukturen oszillieren, die zeitweilig oder dauernd unlösbar scheinen. Dabei können persönliche Beeinflussung, Macht und Herrschaft von Belang sein, und das Oszillieren kann folglich asymmetrisch und ungleichgewichtig sein.<sup>5</sup>

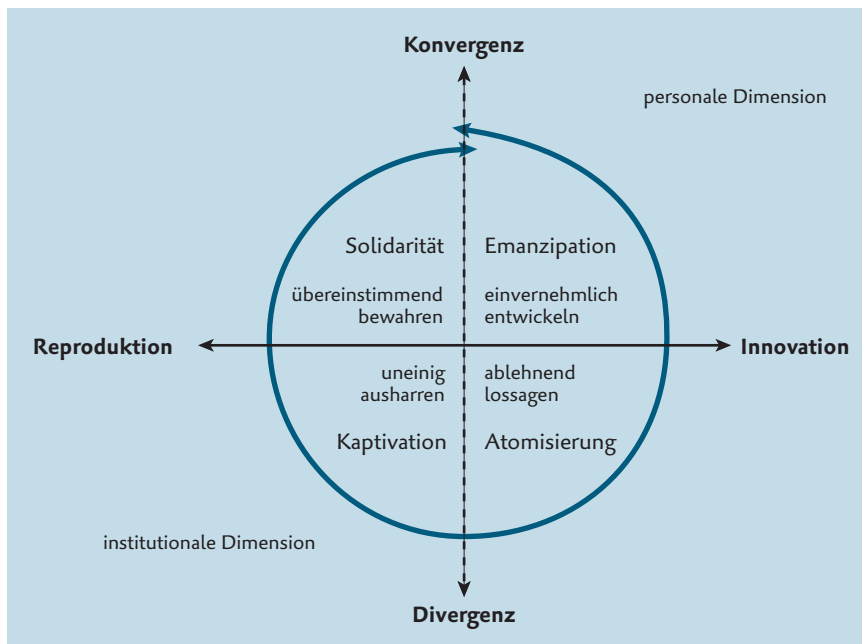
<sup>5</sup> Für eine ausführliche Begründung und Erläuterung dieser Definition und dem ihr zugrunde liegenden elaborierten Verständnis von Ambivalenz s. Lüscher (2012).

## Umgangsweisen mit Ambivalenzen in der Praxis: Ein Modul

Im Blick auf die Praxis ist es im Weiteren wünschenswert und hilfreich, verschiedene Typen oder Strategien zu unterscheiden, wie mit Ambivalenzen umgegangen werden kann. Zu diesem Zweck haben wir in Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern in der Konstanz Arbeitsgruppe »Gesellschaft und Familie« ein Modul erarbeitet. Von einem Modul (und nicht einem Modell) sprechen wir, um zu betonen, dass damit ein Instrument zur heuristischen Orientierung in Forschung und Praxis gemeint ist, das je nach Thematik inhaltlich, jedoch nicht in der Grundstruktur modifiziert werden kann (z. B. Lüscher & Pajung-Bilger, 1998). Ein solcher flexibler Umgang ist insbesondere für die therapeutische Arbeit wichtig, wie Lüscher & Heufft (2007) am Beispiel von Ambivalenzerfahrungen bei Traumata darlegen.

Grundlegend für das Modul ist die Annahme, dass in sozialen Beziehungen grundsätzlich zwischen einer *subjektiven* und einer *institutionellen* Dimension unterschieden werden kann. Darin ist ein plausibles Potenzial für Ambivalenzen angelegt. Zusätzlich postulieren wir, dass beide Dimensionen durch *Dualitäten* gekennzeichnet werden können, die in einem dynamischen und eben spannungsvollen Verhältnis zueinander stehen. Für die subjektive Dimension sind dies *Konvergenz*, d. h. Annäherung, vs. *Divergenz*, d. h. Distanzierung. Für die institutionelle Dimension sind es *Reproduktion*, d. h. Beharren, vs. *Innovation* bzw. Verändern. In der diagrammatischen Darstellung lassen sich hieraus vier Grundtypen der Beziehungsgestaltung sowie der Erfahrung und des Umgangs mit den dabei auftretenden Ambivalenzen herausarbeiten. Die spiralförmige Rah-





mung soll darauf hinweisen, dass Übergänge von einem zum anderen Typen möglich sind oder als erstrebenswert angesehen werden.

In der gebotenen Kürze lassen sich die Typen folgendermaßen charakterisieren:

- **Typ 1: »Solidarität«:** Es überwiegen die persönliche Vertrautheit und das Zueinander in überkommenen Lebenswelten und Tätigkeitsfeldern; Ambivalenzerfahrungen werden mit dem Hinweis auf das Gemeinsame weitgehend überspielt oder verdrängt.
- **Typ 2: »Emanzipation«:** Die gegenseitige Wertschätzung orientiert sich an der Vorstellung einer eigenständigen Persönlichkeitsentfaltung in sich wandelnden Lebenswelten; man gesteht sich Ambivalenzerfahrungen ein und bringt diese zur Sprache.
- **Typ 3: »Atomisierung«:** Distanz und Entfremdung sowie sich rasch verändernde Lebenswelten führen dazu, dass man sich auseinander-

lebt; mögliche Ambivalenzerfahrungen werden verneint oder kommen nicht zum Tragen.

- **Typ 4: »Kaptivation«:** Man ist sich zusehends fremd und dennoch an überkommene Lebensformen gebunden; die Ambivalenzen äußern sich in Verstrickungen oder in einem instrumentellen gegenseitigen Umgang.

Wie jede Typologie beinhaltet auch diese Vereinfachungen und regt zu Konkretisierungen an. Wichtig ist nun allerdings, dass die Typologie nicht auf einer Generalisierung von Beobachtungen beruht, sondern aus theoretischen Prämissen abgeleitet wird. Sie bietet einen Rahmen, um Beobachtungen und Erfahrungen systematisch zu ordnen. Zugleich ist sie, wie erwähnt, darauf angelegt, ergänzt, ausdifferenziert und im Hinblick auf bestimmte Anwendungen modifiziert zu werden.

Die Darstellung in Form eines Diagramms wird gewählt, um dessen spezifische heuristische Potenziale zu nutzen (Bogen & Thürlemann, 2003). Die Verknüpfung von Bild bzw. Grafik und Wort lädt wegen ihrer Offenheit dazu ein, Freiräume der Interpretation zu

nutzen und die postulierten allgemeinen Zusammenhänge über weitere inhaltliche Kennzeichnungen zu erkunden und zu konkretisieren. Beispielsweise regt das Diagramm dazu an, die soziale Erwünschtheit des einen oder anderen Typs des Umgangs mit Ambivalenzen zu bedenken oder den Verlauf einer Beratung zu skizzieren.

## Ausblick

Blickt man auf die Familienforschung insgesamt und auf die Familientherapie als professionelles Feld der Familienarbeit, fällt auf, dass bis jetzt die Tragweite der Idee der Ambivalenz überwiegend im Blick auf die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehungen erkundet worden ist, und zwar vornehmlich in späteren Lebensphasen. Das mag daran liegen, dass diese Beziehungen ein besonders hohes Potenzial für die Erfahrung von Ambivalenzen haben. Man könnte dieses Potenzial im Umstand vermuten, dass familiäre Generationenbeziehungen grundsätzlich unauflösbar sind. Menschen sind lebenslang Kinder ihrer Eltern, selbst wenn diese Beziehungen faktisch nicht aktiv gelebt werden. Durch die Eingebundenheit in die Generationenfolge können diese Beziehungen sogar über die gemeinsame Lebensspanne hinaus bedeutsam sein, was im Erben und Vererben zum Ausdruck kommt. Man kann auch geltend machen, dass in den Generationenbeziehungen die Tatsache des lebenslangen gegenseitigen Angewiesenseins besonders eindrücklich erfahren werden kann. Ebenso kann man auf die Nachhaltigkeit der Lerneffekte in Prozessen der generativen Sozialisation hinweisen.

Indessen lässt sich im Hinblick auf die alltägliche Praxis der Gestaltung der Beziehungen im weiteren Feld von »Familie« oder, offener formuliert, der Gestaltung privater Lebensformen mit guten Gründen geltend machen, dass



**NEU**

Björn Riegel, Wilhelm Gerl  
**Nachhaltige Raucherentwöhnung mit Hypnose**  
 Therapie-Manuale für Einzelne und für Gruppen  
 240 Seiten, broschiert  
 € 24,95 (D) ISBN 978-3-608-89126-3

**SMOKE? EX!**  
 Das Programm wirkt!

Mit dem eigenen Unbewussten im Bunde kann es auch stark Nikotin-abhängigen gelingen, das Rauchen aufzugeben. Das »SmokeX®«-Programm und das hypnotherapeutische Gruppen-manual zeigen Schritt für Schritt, wie Therapeuten vorgehen.

Beide Manuale sind in der Praxis erprobt und auf ihre Wirksamkeit getestet. Sie stehen dann als »Praxis-lehrbuch für Raucherentwöhnung mit Hypnose« für Aus- und Weiterbildung zur Verfügung.



**NEU**

Stefania Weimer, Maureen Pöll  
**Burnout – ein Behandlungsmanual**  
 Baukastenmodul für Einzeltherapie und Gruppen, Klinik und Praxis

Das erste Behandlungsmanual für Burnout-Patienten hat nicht primär das schnelle »wieder Funktionieren« zum Ziel. Vielmehr unterstützt es Betroffene darin, ihre Grenzen zu akzeptieren und bisherige Werte überdenken zu lernen sowie ein gesünderes Maß von An- und Ent-spannung zu leben.

139 Seiten, broschiert, inkl. CD mit Arbeitsblätter  
 € 22,95 (D) ISBN 978-3-608-89123-2

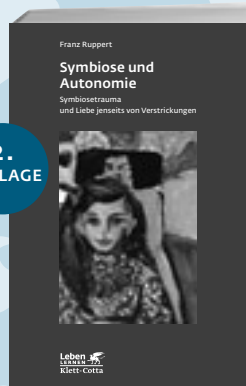


**NEU**

Katherina Giesemann  
**Hungern im Überfluss – Essstörungen in der ambulanten Psychotherapie**

Niedergelassene PsychotherapeutInnen wissen es: Ambulante Psychothe-rapie mit essgestörten PatientInnen erfolgreich zu gestalten heißt, viele Aspekte im Auge zu behalten. Das Buch versammelt als einzigartiger Praxisleitfaden alle wichtigen Themen-gebiete und Therapieansätze aller »therapeutischen Schulen«.

272 Seiten, broschiert  
 € 27,95 (D) ISBN 978-3-608-89121-8



**2. AUFLAGE**

Franz Ruppert  
**Symbiose und Autonomie**  
 Symbiosetrauma und Liebe jenseits von Verstrickungen

Das Konzept des Symbiosetraumas – ein neuer Therapieansatz bei psychi-schen Problemen

2., durchgesehene Aufl. 2011.  
 288 Seiten, broschiert  
 € 27,95 (D) ISBN 978-3-608-89099-0



**NEUAUSGABE**

Diana Drexler  
**Das integrierte Stressbewältigungsprogramm ISP**  
 Manual und Materialien für Therapie und Beratung

Die 3., vollständig überarbeitete Auflage des Manuals enthält die jetzt aktuelle Theorie zur Stressentstehung und -aufrechterhaltung.

3., vollständig überarbeitete Neuauflage 2012, 288 Seiten, broschiert, inklusive CD-ROM mit vielen Arbeitshilfen  
 € 29,95 (D) ISBN 978-3-608-89124-9

beispielsweise Partnerbeziehungen in allen ihren Phasen ebenfalls hohe Potenziale für Ambivalenzerfahrungen aufweisen. Das Konzept der Ambivalenz findet entsprechend, aber auf eher handlungsorientierter Ebene, Eingang in die Literatur zur Paar- und Familientherapie.

Noch wenig genutzt werden die analytischen Möglichkeiten, Ambivalenzen als mehrdimensional zu sehen und ihre Erfahrung auf die Dynamik der Entwicklung von Facetten des Selbst zu beziehen. Dabei ist es wichtig, Ambivalenzerfahrungen nicht nur negativ zu konnotieren, sondern auch als Ausgangspunkt für Neues zu sehen. Hier liegen noch starke Potenziale, das Konzept in Theorie und Praxis anzuwenden. Denkbar ist beispielsweise, das vorgeschlagene Modul zu nutzen, um die ambivalenten Kräfte der therapeutischen Situation differenziert und praxisnah zu analysieren, auch beispielsweise hinsichtlich der darin auftretenden Prozesse der »Übertragung« und des Umgangs mit dem persönlichen Erleben derjenigen, die therapeutisch arbeiten. Unter anthropologischen Gesichtspunkten kann man der Frage nachgehen, welche menschenbildlichen Implikationen dem Konzept zugrunde liegen (Lüscher, 2011). Schließlich ist zu bedenken, dass es im

Bereich der Ehe- und Partnerschaftsforschung sowie der Familientherapie Konzepte gibt, die sich auf gleiche oder ähnliche Sachverhalte bzw. Erfahrungen beziehen, die mit Ambivalenz gemeint sind, beispielsweise »Stress«. Diesem werden bekanntlich ebenfalls zwei Seiten zugeschrieben. Inwieweit es eine Übereinstimmung mit Ambivalenz gibt und wo möglicherweise Unterschiede bestehen, ist eine interessante Frage für interdisziplinäre Diskurse. Man kann darin einen weiteren Anstoß sehen, sich unvoreingenommen der Mannigfaltigkeit und den Spannungsfeldern anzunähern, in denen Familie heute gelebt wird. Der Fokus auf das Ambivalente ist dabei selbstverständlich lediglich eine Sichtweise, die etablierte theoretische Ansätze, so beispielsweise jene der Systemtheorie und der Entwicklungsökologie, nicht ersetzt. Wohl aber kann sie dazu beitragen, diese zu ergänzen und die Forschung der mannigfaltigen Praxis anzunähern.

### → Summary

*Family Today – Multiplicity and Ambivalence*

A pragmatic turn is making itself felt in the family research undertaken in the social sciences. It focuses increasingly

on an appropriate understanding of the anthropological givens and on the contemporary societal parameters determining how we respond to those givens in practice. This trains greater attention on the tensions affecting the public and private constellations in which people today are able and willing to »do family«. These tensions are associated with the experience of ambivalences. The task of recognising them and dealing with them in a socially creative way transcends the different kinds of family that exist. Accordingly, the concept of ambivalence also recommends itself as a point of reference in family therapy.

*Keywords:* ambivalence, family tasks, generations, generativity, practice, socialisation

### → Bibliografie

- Bernstein, R. J. (2010). *The Pragmatic Turn*. Cambridge: Polity Press.
- Bleuler, E. (1910). Zur Theorie des schizophrenen Negativismus. *Psychiatrisch-Neurologische Wochenschrift* (18, 19, 20, 21), 171 – 176, 184 – 187, 189 – 191, 195 – 198.
- Bleuler, E. (1914). Die Ambivalenz. In Universität Zürich (Hrsg.), *Festgabe zur Einweihung der Neubauten* (S. 95 – 106) Zürich: Schulthess & Co.
- Bogen, S., & Thürlemann, F. (2003). Jenseits der Opposition von Text und Bild. Überlegungen zur Theorie des Diagramms und des Diagrammatischen. In A. Patschovsky (Hrsg.), *Die Bildwelt der Diagramme Joachims von Fiore* (S. 1 – 22) Ostfildern: Thorbecke.
- Burkhardt, A., Brand, C., Rudorf, S., Rockstroh, B., Studer, K., Lettke, F., & Lüscher, K. (2007). Ambivalenzen in der Beziehung von Eltern zu einem schizophreniekranken oder substanzabhängigen erwachsenen Kind: Vergleich mit der Beziehung zu gesunden Geschwistern und gewöhnlichen Generationenbeziehungen. *Psychiatrische Praxis*, 34, 230 – 238.
- BMFSFJ (Hrsg.) (2008). *Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit: Perspektiven für eine Lebenslaufbezogene Familienpolitik: Siebter Familienbericht: Stellungnahme der Bundesregierung zum Bericht der Sachverständigenkommission. Bericht der Sachverständigenkommission*. Berlin: BMFSFJ.

### WERKZEUGKASTEN

- Es ist hilfreich, die aktuelle Mannigfaltigkeit von Familie nicht als Zeichen des Zerfalls zu sehen, sondern als Ausdruck dessen, dass sich Menschen in vielen Arten von Familien um gedeihliches Zusammenleben bemühen.
- Familie ist nicht ein Wert an sich, sondern eine immer wieder zu erbringende Aufgabe. Um sie zu erfüllen, brauchen Großeltern, Eltern und Kinder »Eigenzeit«.
- Generativität heute beruht auf der Einsicht, dass die Angehörigen unterschiedlicher Generationen wechselseitig aufeinander angewiesen sind. Dabei lernen Jung und Alt voneinander und miteinander.
- Die Idee der Ambivalenz bietet die Möglichkeit, innerhalb derselben Beziehung die Gleichzeitigkeit von Solidarität und Konflikt, Nähe und Distanz oder Autonomie und Dependenz in den Blick zu nehmen. Sie bietet so mehr Realismus und Lebensnähe auch und gerade für die therapeutische Arbeit.
- Ambivalenzerfahrungen sollen nicht nur negativ konnotiert werden, sondern auch als Anstoß für sozial kreative Verhaltensweisen.

- BMFSFJ (Hrsg.) (2011). *Zeit für Familie: Ausgewählte Themen des Achten Familienberichts. Monitor Familienforschung*. Berlin: BMFSFJ.
- BMWfJ (Hrsg.) (2010). *5. Österreichischer Familienbericht 1999 – 2009*. Wien: BMWfJ.
- Dietrich, W., Lüscher, K., & Müller, C. (2009). *Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten*. Zürich: TVZ.
- Eidgenössische Koordinationskommission für Familienfragen (2003). *Warum Familienpolitik?* Bern: EKFF.
- Eidgenössische Koordinationskommission für Familienfragen (2005). *Zeit für Familien*. Bern: EKFF.
- Ha, J.-H., & Ingersoll-Dayton, B. (2008). The effect of widowhood on intergenerational ambivalence. *Journal of Gerontology: Social Sciences*, 63B, 49 – 58.
- Hildenbrand, B. (im Druck). *Familien als Freischärler ihrer eigenen Zeit*.
- Hillebrandt, F. (2009). Praxistheorie. In M. Schroer & G. Kneer (Hrsg.), *Handbuch soziologische Theorien* (S. 369 – 394) Wiesbaden: VS Verlag.
- Joas, H. (2012). Gefährliche Prozeßbegriffe. Eine Warnung vor der Rede von Differenzierung, Rationalisierung und Modernisierung. In K. Gabriel, Ch. Gärtner & D. Pollock (Hrsg.), *Soziologische und historische Analysen von Religion und Politik* (S. 603 – 622) Berlin: University Press.
- Lettko, F., & Klein, D. (2004). Methodological issues in assessing ambivalences in intergenerational relations. In K. Pillemer & K. Lüscher (eds.), *Intergenerational Ambivalences. New Perspectives on Parent-Child Relations in Later Life* (pp. 85 – 113) Amsterdam: Elsevier Science Ltd.
- Liegle, L. (2005). Der soziale Ort, an dem sich im Regelfall die ersten Schritte der Menschwerdung vollziehen. Stichworte zu den Perspektiven einer Familienerziehungswissenschaft. *Neue Sammlung*, 45, 401 – 422.
- Liegle, L., & Lüscher, K. (2008). Generative Sozialisation. In K. Hurrelmann, M. Grundmann & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung* (S. 141 – 156) Weinheim: Beltz (7., vollst. überarb. Aufl.).
- Lorenz-Meyer, D. (2004). The ambivalences of parental care among young german adults. In K. Pillemer & K. Lüscher (eds.), *Intergenerational ambivalences. New Perspectives on Parent-Child Relations in Later Life* (pp. 225 – 252) Amsterdam: Elsevier Science Ltd.
- Lüscher, K. (1995). Postmoderne Herausforderungen der Familie. *Familiendynamik*, 20, 233 – 251.
- Lüscher, K. (1997). Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In L. A. Vaskovics (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 50 – 69) Opladen: Leske + Budrich.
- Lüscher, K. (2008). Großelternschaft – Eine soziologische Annäherung. In G. Klosinski (Hrsg.), *Großeltern heute – Hilfe oder Hemmnis? Analysen und Perspektiven für die pädagogisch-psychologische Praxis* (S. 33 – 58) Tübingen: Attempto Verlag.
- Lüscher, K. (2012). Ambivalenz weiterschreiben: Eine wissenssoziologisch-pragmatische Perspektive. *Forum der Psychoanalyse*, 4, 373 – 393.
- Lüscher, K., & Heuft, G. (2007). Ambivalenz – Belastung – Trauma. *Psyche*, 61, 218 – 251.
- Lüscher, K., & Hoff, A. (im Druck). Intergenerational ambivalence – Beyond solidarity and conflict. In I. Albert & D. Ferring (eds.), *Intergenerational Relations in Society and Family: European Perspectives*. Oxford: Polity Press.
- Lüscher, K., & Pajung-Bilger, B. (1998). *Forcierte Ambivalenzen. Ehescheidung als eine Herausforderung an die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- McAdams, D. P., & St. Aubin, D. (eds.) (1998). *Generativity and Adult Development. How and Why We Care for the Next Generation*. Washington: American Psychological Association Press.
- Morgan, D. H. J. (1996). *Family Connections. An Introduction to Family Studies*. Cambridge: Polity Press.
- Parker, R. (1995). *Mother Love, Mother Hate. The Power of Maternal Ambivalence*. New York: Basic Books.
- Pillemer, K. (2004). Can't live with 'em, can't live without 'em: Parents' ambivalence about their adult children. In K. Pillemer & K. Lüscher (eds.), *Intergenerational Ambivalences: New Perspectives on Parent-Child Relations in Later Life* (pp. 115 – 132) Amsterdam: Elsevier Science Ltd.
- Principi, A., Hoff, A., Santini, S., Hamblin, K. A., & Lamura, G. (2010). *Intergenerational Ambivalences in Combining Employment with Care-Giving to Older Parents in Germany, Italy, Poland, and the UK*. Conference Paper. Fifth Congress of the European Society on Family Relations, 30. September 2010, Mailand.
- Reckwitz, A. (2003). Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. *Zeitschrift für Soziologie*, 32, 282 – 301.
- Roer-Strier, D., & Sands, R. G. (2001). The impact of religious intensification on family relations: A South African example. *Journal of Marriage and the Family*, 63, 868 – 880.
- Scabini, E., & Rossi, G. (Hrsg.) (2012). *Family Transitions and Families in Transition*. Mailand: Gemelli.
- Stierlin, H. (1980). *Eltern und Kinder. Das Drama von Trennung und Versöhnung im Jugendalter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Theunert, H., & Lange, A. (2012). »Doing Family« im Zeitalter von Mediatisierung und Pluralisierung. *Merz – Zeitschrift für Medienpädagogik*, 56, 10 – 60.
- Vinterberg, T. (1998). *Festen*. Produktion: B. Hald, Regie: T. Vinterberg. Kopenhagen: Nimbus Film.
- Widmer, E., & Lüscher, K. (2011). Les relations intergénérationnelles au prisme de l'ambivalence et des configurations familiales. *Recherches familles*, 8, 49 – 60. ■



© Patrick Lüthy, Imago Press

#### Anschrift des Verfassers

**Prof. Dr. em. Kurt Lüscher**

Humboldtstr.15

3013 Bern

Schweiz

Kurt.Luescher@uni-konstanz.de

Kurt Lüscher, Prof. Dr. rer. pol., hatte von 1971 – 2000 einen Lehrstuhl für Soziologie an der Universität Konstanz inne und leitete dort ab 1989 den Forschungsschwerpunkt »Gesellschaft und Familie«. Seit seiner Emeritierung lebt er in Bern. Angaben über seine aktuellen Arbeiten sowie Downloads neuerer Veröffentlichungen finden sich unter [www.kurtluescher.de](http://www.kurtluescher.de).